

Leseprobe aus:

**Achim Freudenberg**

# Das Mädchen auf der anderen Seite



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Achim Freudenberg

**DAS MÄDCHEN AUF DER  
ANDEREN SEITE**

Thriller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe || Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, Februar 2016 || Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg || Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem || Umschlagabbildungen plainpicture/Yann Grancher; Michelle Kelly/Arcangel Images || Satz DTL Documenta, InDesign, bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin || Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany || ISBN 978 3 499 27146 5

«There is a crack in everything.  
That's how the light gets in.»

**Leonard Cohen, «Anthem»**

«Und alles Getrennte findet sich wieder.»

**Friedrich Hölderlin, «Hyperion»**



Für meine Eltern. Alle drei.



**PROLOG** Atmen ist das Ergebnis einer koordinierten Muskel-tätigkeit. Wir müssen atmen, um zu leben. Den angeborenen Atemreiz können wir nicht unterdrücken, wie zum Beispiel das Niesen oder das Husten. Wenn der Reiz kommt, strömt Luft über die Atemwege in unsere Lungen. Wenn wir aber unter Wasser sind, haben wir ein Problem. Unser Verstand weiß, dass wir nicht einatmen dürfen. Er sorgt dafür, dass wir so lange wie möglich die Luft anhalten und den Drang zu atmen unterdrücken. Bis wir nicht mehr können. Und schließlich Luft holen müssen.

Das dauert bei einem Erwachsenen bis zu vier Minuten.

Bei einem Kind geht es wesentlich schneller.

Ich sehe sie förmlich vor mir. Das Mädchen sitzt in der Wanne zwischen aufgetürmtem Badeschaum und spielt mit bunten Plastikfiguren. Die Luft riecht nach Heublumen. Ihre braunen, schulterlangen Haare sind feucht. Sie kleben an ihrem vom Badewasser gut durchbluteten Rücken. Sicherlich denkt sie keinen Moment daran, was passieren könnte. Dafür ist sie noch zu klein. Ihre Mutter kommt herein, kniet vor der Wanne, verwickelt sie in ein Gespräch und legt ihr dann die Hand um den Hals. Ganz plötzlich. Die Mutter hat sich Mut angetrunken. Ihr Atem riecht nach Schnaps. Aber das bemerkt die Kleine nicht mehr. Da wird ihr Kopf bereits unter Wasser gedrückt, und der Kampf gegen den Drang zu atmen beginnt.

Ich bin mir ziemlich sicher: Sie muss die weit aufgerissenen

Augen ihres Kindes gesehen haben. Die Angst darin. Das Unverständnis. *Warum tust du mir das an?* Hat sie ihn, den verhassten Erzeuger, in ihren Augen gesehen? Sie muss das hohle Trampeln der Beine auf dem Wannensboden gehört haben. Sie muss dieses Stakkato in ihrem Kopf gespeichert haben. Ob sie wollte oder nicht. Vielleicht hat sie die Augen aber auch geschlossen, damit sie es nicht mit ansehen muss und sie diese Bilder für den Rest ihres Lebens verfolgen.

Auch wenn es mir schwerfällt: Ich kann mir vorstellen, wie der sich windende, tobende Körper weiter unter Wasser gedrückt wird. Und die Mutter darauf wartet, dass es endlich vorbei ist und kein Sauerstoff mehr in den Lungen verbleibt. Der Brustkorb hebt sich mit einem Mal an, und der schmale Körper krampft sich zusammen. Der Mund, der eben noch fest zugepresst war, klappt jetzt jäh auf. Luftblasen sprudeln hervor. Begleitet von einem Gurgeln. Ein letzter Ruck geht durch den Körper. Alle Kraft und Spannung schwinden.

Dann ist es vorbei.

Die Mutter kniet noch einen Moment vor der Wanne. Erschöpft. Verschwitzt. Der kleine Körper liegt nun reglos da. Das bewegte Wasser schaukelt sich zur Ruhe. Der Blick der Kleinen geht stumpf ins Leere. Ihr Mund ist geöffnet, als würde sie singen. Die braunen Haare schweben wie Tang im Wasser. Schmiegen sich mit den Bewegungen des Wassers um Gesicht und Hals, bis sie liegen bleiben. Ein paar Sauerstoffbläschen treten an den kleinen Nasenlöchern hervor. Halten sich dort am äußersten Rand und schweben dann sanft zur Wasseroberfläche, wo sie geräuschlos zerplatzen.

Schließlich steht sie auf und geht zu ihm nach nebenan.

Jetzt, wo alles vorüber ist und ich die Fäden in den Händen halte, verstehe ich, dass sie keine andere Chance sah. Dass diese

Tat für sie und ihre Tochter der einzige mögliche Ausweg war. Ein Satz, den sie zu mir sagte, ist mir stets präsent. «Ich habe ihr das Leben geschenkt. Und ich habe es ihr wieder genommen.»

Sie konnte nicht wissen, dass ihre Tochter zurückkehren würde, um dafür zu sorgen, dass diese Tat nicht ungestraft bleibt.

Diese Tat nicht und auch alle anderen nicht.

Und auch das kann ich verstehen.



Montag, 11. April 2011

**1** || Ich habe kein gutes Gefühl. Es ist Montagmorgen, ich stehe an der roten Ampel, kaue angestrengt auf meiner Unterlippe und starre aus dem Autofenster in den strahlend blauen Himmel. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann es das letzte Mal geregnet hat. Es kommt mir vor, als sei es Wochen her. Die Aprilsonne knallt herab, das Licht ist so hell, dass es weh tut. Ich krame die Sonnenbrille aus dem Handschuhfach und setze sie auf. Ich sollte nach dem langen dunklen Winter dankbar sein und bei bester Laune, aber in mir rumort es. Dieses Gefühl geht nicht weg. Es nagt seit gestern Abend immer wieder an mir. Genau genommen seit 20:44 Uhr. Seit seine SMS kam. Und seitdem ich keine Antwort von ihm erhalten habe. Ich will denselben Fehler nicht noch einmal machen und dieses Gefühl ignorieren und einen Menschen verlieren. Bis Mittag gebe ich ihm Zeit, wenn ich bis dahin nichts von ihm höre, fahre ich hin.

Felix, verdammt, wo steckst du?

Die Uhr am Armaturenbrett zeigt 09:56. Die Redaktionsbesprechung für meine Radiosendung, *Evas Welt*, beginnt in vier Minuten. Ich könnte es noch schaffen, aber nur, wenn jetzt alles reibungslos funktioniert. Das tut es in solchen Momenten nie. Ich halte vor der Tiefgarageneinfahrt des Senders, auf dem kurzen «Chaos-Seitenstreifen», den sie extra für Menschen wie mich eingerichtet haben, die ihren Parkausweis nie griffbereit haben. Der Motor tuckert im Leerlauf, während ich in meiner großen Handtasche nach meinem Portemonnaie krame. Kollegen rollen

an mir vorbei und tauchen mit ihren glänzenden Autos kopfüber in die dunkle Zufahrt. Ich öffne das Portemonnaie, aber meine Parkkarte ist nicht drin, das Einschubfach ist leer. Ich schiebe die Sonnenbrille ins Haar, klappe das Handschuhfach auf und krame darin. Nichts. Beuge mich vor, taste unter meinem Sitz und dem Beifahrersitz. Nichts außer Krümeln, einem Eiskratzer und einem Chanel-Lippenstift, den ich seit Ewigkeiten suche. Ich lasse mich in den Sitz fallen und schlage meinen Hinterkopf zwei Mal gegen die Kopfstütze.

Es dauert einen Moment, dann fällt es mir wieder ein.

Ich war am Samstagnachmittag kurz im Büro, um das Interview mit der Frau vom Krematorium zu schneiden. Danach habe ich die Karte in die Seitentasche meiner Lederjacke gesteckt. Eine blöde Angewohnheit. Ein Griff in die rechte Seitentasche, und da ist sie. Na bitte.

Ich lege den ersten Gang ein und schere aus dem Wartestreifen aus. Hinter mir hupt es zwei Mal.

«Immer mit der Ruhe», rufe ich aus dem heruntergelassenen Fenster und halte meinen Ausweis vor die Magnetfläche. Die Schranke schnellt nach oben, und ich gebe Gas, dass die Reifen quietschen. So spät am Morgen bekomme ich natürlich nur einen Parkplatz weit weg von den Aufzügen. Auf meinen High Heels renne ich durch die Tiefgarage.

Da klingelt mein Handy. Meine Redaktionsassistentin Isa ist dran.

«Pronto?»

«Mann, Eva. Wo steckst du?»

«Tiefgarage», japse ich.

«Wieso bist du denn so außer Atem?», fragt sie, und ihre Stimme ist hell und frech.

«Renn du mal auf hohen Schuhen durchs halbe Parkhaus»,

maule ich und krame in meiner Handtasche blind nach dem Büroschlüssel. Ich spüre das Metall zwischen den Fingern und fische ihn heraus. Die Aufzugstür vor mir geht auf.

«Du kannst dich entspannen», sagt Isa. «Die Redaktions-sitzung ist um eine Stunde verschoben. Rebecca ist mit ihrer Tochter beim Arzt. Die hat sich gestern auf dem Spielplatz das Handgelenk verstaucht.»

Ich bleibe stehen. Atme laut aus. Blicke auf den Schlüssel in meiner Hand und zucke innerlich zusammen. Es ist sein Schlüssel. Der Schlüssel zu Felix' Wohnung.

Die Homer-Simpson-Figur baumelt daran. Ich habe ihn immer noch in der Handtasche, weil ich neulich seine Blumen gegossen habe, als er im Ausland war.

«Bringst du mir einen Kaffee aus dem Kiosk mit?», bettelt Isa.  
«Isa, ich muss noch schnell was erledigen. Bis später.»

Bevor sie etwas antworten kann, habe ich aufgelegt. Bis zu seiner Wohnung ist es nicht weit. Knapp zehn Minuten. Ich renne zurück zum Auto und flitze wieder aus dem Parkhaus. Mit den Händen fest um das Lenkrad gekrallt. Die Unruhe breitet sich in mir aus wie verschüttetes Öl. Felix ist einer meiner engsten Freunde und ebenfalls Journalist. Einer von der harten Sorte, ein investigativer Schnüffler. Ein Trüffelschwein. Und er ist zurzeit an einer Sache dran, die ziemlich heiß ist. Felix hat gestern einen Kontaktmann getroffen, der ihm eine brisante Liste aushändigen wollte. Er wollte dann noch vorbeikommen und mir davon erzählen.

Aber dazu ist es nicht mehr gekommen.

Seit seiner letzten SMS um 20:44 kann ich ihn nicht erreichen. Weder auf dem Handy noch auf dem Festnetz.

Das Ding ist: Ich konnte mich bislang immer auf mein Bauchgefühl verlassen. Und genau das ist jetzt das Problem.

**2** || Nur noch über die nächste Kreuzung, dann bin ich da. Ich fahre falsch den Götterring entlang. Mein Blick ist nach vorne auf die nächste Ampel geheftet, die ein sattes Grün zeigt, aber jeden Moment umspringen könnte. Ich drücke das Gaspedal durch. Die Tachonadel steht bei 80. In dem Moment, als die Haltelinie zum Greifen nah ist, bemerke ich sie plötzlich. Wie aus dem Nichts taucht sie auf. Sie steht rechts von mir an der Ampel: ein kleines Mädchen mit schulterlangen braunen Haaren in einem Cordkleid. Eine Haarsträhne wird von einem roten Klammerchen über dem Ohr festgehalten. Obwohl keine Wolke am Himmel steht, trägt sie rosa Gummistiefel. Das Mädchen sieht zu mir und zeigt mit ausgestrecktem Finger auf mich. In dem Moment nehme ich den Geruch von Fisch wahr, der von der Rückbank zu mir nach vorne wabert.

Da macht das Mädchen einen Schritt nach vorne und betritt einfach die Fahrbahn.

Blitzschnell reiße ich das Steuer herum. Weiche dem Kind aus. Aus dem Augenwinkel bemerke ich, wie etwas von rechts auf mich zuschießt. Eine weiße Wand. Ich wende noch den Kopf, aber es ist zu spät.

Für eine Sekunde bleibt die Zeit stehen und friert alles ein. Mich, wie ich in meinem Auto sitze, meine Hände, die fest das Lenkrad umgreifen, mein Herz, das vor Schreck ein Mal aussetzt. Für einen Moment ist alles Stillstand. Keine Bewegung. Nur Stille. Keine Gedanken, keine Gefühle. Ein reines Vakuum.

Dann bricht eine gigantische Welle über mich herein.

Aufprall. Lärm. Schmerz. Das Bersten von Metall. Das Zersplittern von Glas. Ein hässliches Geräusch, das in meinen Ohren kracht. Mein Auto wird zur Seite geschleudert und vollführt eine Pirouette, als wäre Glatteis. Ich muss an dieses Fahrgeschäft auf dem Rummelplatz denken, das ich als Teenager so gemocht habe. Kleine, bullige Gondeln, die sich in einem azyklischen Rhythmus bewegten und den Körper in alle Richtungen warfen. Damals dachte ich bei jeder Fahrt aufs Neue: Damit fahre ich nie wieder. Wann ist es endlich vorbei?

Genau dasselbe denke ich jetzt auch, bevor bei mir die Lichter ausgehen.

Ich höre Stimmen, die Unverständliches rufen. Aus der Ferne schwillt ein Martinshorn an und kommt schnell näher. Ich will die Augen öffnen, aber sie sind wie zugeklebt. Finger legen sich an meinen Hals und tasten nach meinem Puls.

«Sie ist bewusstlos», sagt eine Stimme. Die Stimme ist aufgeregt und gehört einer Frau. Sie klingt besorgt. Ich weiß nicht, ob ich sitze oder liege. Ich versuche, in meine Arme und Beine hineinzufühlen, aber die Verbindung scheint gekappt. Der Sicherheitsgurt rollt sich neben meinem Ohr mit einem surrenden Geräusch auf. Hände schieben sich unter meinen Nacken und meine Kniekehlen. Eine männliche Stimme, die nach Pfefferminz riecht, beschwichtigt mich, ich möge ruhig bleiben, alles sei gut. Alles ist gut, wiederholt er immer wieder.

Das Pfefferminz fordert mich auf, gleichmäßig zu atmen. Mir wird etwas auf Nase und Mund gedrückt, das sich weich anfühlt. Ich bemerke, dass mein Atem unregelmäßig geht. Nun spüre ich auch mein Herz klopfen. Es tackert in meiner Brust wie eine Nähmaschine.

«Atmen Sie gleichmäßig ein und aus», fordert das Pfefferminz.

Ich will etwas sagen, brabbele aber nur Unverständliches. Mein Kopf schmerzt. Ich habe das Gefühl, als würde mein Hirn wie ein Wasserball aufgepumpt. Ich warte darauf, dass mein Schädel platzt, was wirklich eine Erlösung wäre. Dann spüre ich einen Stich auf meinem Handrücken. Von der Mitte meines Körpers breitet sich wellenförmig eine absolute Leichtigkeit aus. Der Schmerz im Kopf verpufft mit einem Mal. Dann kippe ich nach hinten und lasse mich in ein schwereloses Nichts fallen.

Ich hebe langsam die Lider und sehe verschwommen.

Wo bin ich?

Ich liege in einem Bett, der Raum ist abgedunkelt. Jemand hält meine Hand, sie ist warm, und der Griff ist geübt. Ich sehe viel Weiß vor meinen Augen, eine weiße Uniform, die neben mir steht, sich zu mir herunterbeugt. Ich hebe vorsichtig den Kopf. Es schmerzt, und langsam erkenne ich Details. Wie bei einem Dia, das mit einer kleinen Drehung am Objektiv scharfgestellt wird.

«Frau Bottin, können Sie mich hören?»

Das Gesicht der Schwester ist direkt vor meinem. Ich kann ihren Atem auf meiner Wange spüren. Ihre Gesichtszüge sind weich und freundlich. Ihr Blick ist besorgt und zugleich professionell. Um die Augen hat sie hübsche Lachfältchen. Sie ist älter als ich.

«Was ist passiert?», frage ich, und meine Stimme kommt mir komisch verzerrt vor. Das Sprechen fällt mir schwer, als würde mein Hals über eine Reibe gezogen.

«Sie hatten einen Autounfall und waren eine Zeitlang bewusstlos. Jemand ist in Sie reingefahren. Sie sind in der Uniklinik.»

Sie hält mit einer Hand meinen Unterarm, mit der anderen greift sie nach dem Tropf und überprüft, ob die Flüssigkeit im richtigen Intervall in den durchsichtigen Schlauch tropft, der zu meinem Handrücken führt. Ich erinnere mich schemenhaft, versuche zu rekonstruieren, was passiert ist, aber meine Gedanken befolgen meine Befehle nicht. Es ist wie Hochnebel über einer Landschaft, nur die Konturen sind zu erahnen.

«Was ist mit dem Mädchen?», frage ich mit leiser Stimme.

Sie sieht mich mit einem Lächeln an. «Außer Ihnen wurde niemand verletzt, machen Sie sich keine Sorgen. Haben Sie Schmerzen?»

«Mein Kopf tut weh», stöhne ich. «Und ich habe Durst.» Meine Mundhöhle ist ausgetrocknet, als hätte ich eine Packung Erdnussflips auf einmal gegessen. Sie beugt sich über mich und hält mir eine Tasse an den Mund. Ich trinke in kleinen Schlucken. Der lauwarme Tee tut gut. Sie streicht mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. So viel mütterliche Zuwendung bin ich nicht gewohnt, und innerlich sträube ich mich dagegen.

«Der Doktor kommt heute Abend und schaut bei Ihnen vorbei. Bis dahin schlafen Sie noch ein wenig.» Zur Bestätigung drückt sie kurz meinen Handrücken, dann steht sie auf. Die Gummisohlen ihrer Schuhe quietschen auf dem Krankenhausboden. Die Zimmertür fällt mit einem Klicken ins Schloss.

Ich liege alleine in dem nüchternen Krankenzimmer. Gegenüber von meinem Bett hängt ein Fernseher an der Wand, dessen schwarzer Bildschirm mich wie ein großes Auge anstarrt. Ich kann mich darin erkennen. An meiner linken Schläfe ist ein großes weißes Pflaster. Ich hebe den Arm und taste danach. Außerdem entdecke ich kleine, runde Pflaster in meinem Gesicht. Vermutlich von Glassplittern. Um den Hals trage ich eine dieser Halskrausen in der Farbe von Stützstrümpfen.

Ich versuche mich aufzurichten, aber mein Körper ist unendlich schwer.

Was habe ich eigentlich an?

Ich lüpfte vorsichtig die Decke und luge darunter. Ein weißes Krankenhaushemd bedeckt meinen Körper. Gedanken und Bilder flattern wie ein Vogelschwarm durch meinen Kopf. Schwer greifbar. Während ich mir überlege, ob ich nicht Lust auf eine Zigarette hätte, werden meine Lider schwer. Mein letzter Gedanke ist: Wo steckt Felix?

Dann schlafe ich ein.

**3** || Als ich Felix das erste Mal sah, bekam ich feuchte Hände. Das passiert mir wirklich selten. Ich saß mit ein paar Kollegen des Senders in einem Seminarraum und wartete auf den Dozenten, der neue Interviewtechniken unterrichten sollte. Die Schulung war auf einen Tag angelegt, und ich hatte von vornherein keine Lust und mir noch überlegt, ob ich mich krankmelden soll. Schließlich hatte ich mich dann doch aufgegriffen und mir sogar einen Platz in der ersten Reihe gesucht.

Felix kam rein und blieb im Türrahmen stehen, den er nahezu ausfüllte. Innerhalb von Sekunden checkte er den Raum ab. Er fixierte mich, und sein Blick warf mich fast vom Stuhl. Ich war vollkommen unvorbereitet. Er kam auf mich zu, sein Gang und seine Physis erinnerten mich spontan an Hulk. Quadratischer Schädel, kurzrasierte Haare, Dreitagebart. Er nickte mir zu und setzte sich neben mich. Wie er auf dem Stuhl saß, sah er aus, als wäre er zu Gast in einer Grundschule. Seine stark behaarten Unterarme umrahmten den Schreibblock, der vor ihm lag, sein Oberkörper ragte links und rechts über den Stuhl hinaus und berührte mich fast. Instinktiv rückte ich zur Seite, um einer versehentlichen Berührung zu entgehen. Er bemerkte es aus dem Augenwinkel und murmelte, ich solle mir keine Sorgen machen, ich würde mich daran gewöhnen.

Ich fand das ziemlich charmant.

Das Seminar begann, und ich starrte den Dozenten an. Wagte nicht rüberzusehen. Felix' Ausstrahlung kitzelte mich, und ich

kämpfte mit dem Drang, ihn ausgiebig zu mustern. In der Pause verschwand er aus dem Raum und tauchte erst kurz vor Beginn wieder auf. Bis zum Abend saß ich festgepappt auf meinem Stuhl, lauschte dem Dozenten und bekam von der schiefen Sitzhaltung höllische Rückenschmerzen. Am Ende des Tages packte Felix seine Sachen zusammen, zwinkerte mir zu und sagte: «Wir sehen uns.»

Dann stand er auf und verließ den Raum. Ich war elektrisiert.

Das ist nun fast sieben Jahre her. Seitdem hat Felix eine beachtliche Karriere als investigativer Journalist hingelegt. Alles zulasten seines Privatlebens. Eine richtige Beziehung hat sich nie ergeben; die einzige menschliche Konstante ist seine Tochter Sarah, das hübsche, langbeinige Ergebnis einer Kurzbeziehung mit einem Model nach einer verkoksten After-Show-Party. Da war er gerade mal vierundzwanzig. Sarah ist sein Ein und Alles. Letztes Jahr, zu ihrem sechzehnten Geburtstag, lud er sie für eine Woche nach Ibiza ein. Von der Insel haben die beiden bei Tageslicht nicht viel gesehen. Sarahs Mutter war außer sich.

Felix ist ein Extrem. Er nimmt gerne alle möglichen Substanzen, die seinen Bewusstseinszustand erweitern, und testet seine Grenzen aus. Er hängt sich in seine Arbeit rein, taucht ins Thema ein und will bis zum Grund vordringen. Er ist beharrlich wie ein Kampfhund, der sich in deiner Wade festbeißt. Wenn du ihn loswerden möchtest, musst du ihn totschiessen. Wenn sich Felix etwas in den Kopf gesetzt hat, gibt es kein Zurück. Ein Nein akzeptiert er nicht.

Es dauerte knapp ein halbes Jahr, bis Felix und ich uns tatsächlich wiedersahen. Ich bin wirklich nicht der Typ, der sich auf einer Weihnachtsfeier erst volllaufen lässt, dann peinliche Dinge aus seinem Privatleben erzählt und schließlich mit dem ersten, schöngetrunkenen Kollegen mit Ehering am Finger in

die Kiste steigt. Ganz im Gegenteil. Ich trinke in Maßen, behalte den Überblick und wenn die Stimmung ins Frivole kippt, ziehe ich die Reißleine und mache mich schleunigst vom Acker. So auch diesmal.

Ein paar Abteilungen hatten sich zusammengetan und ihre gemeinsame Weihnachtsfeier in eine kleine Kölner Kneipe beim Funkhaus verlagert. Felix hatte mich nur kurz begrüßt und mich fortan wie ein Adler vom anderen Ende der Bar beobachtet. Dabei hatte er ein paar Kölsch gekippt. Als die Stimmung auf dem Siedepunkt war, verabschiedete ich mich und trat aus der Kneipe hinaus in die Nacht. Er folgte mir mit wiegendem Gang. Seine Augen waren glasig, und er fragte, ob er mich zum Taxistand begleiten dürfte.

Es war eine sternenhelle Nacht Anfang Dezember und lausig kalt. Die Temperatur war deutlich gefallen. Ich trug einen dicken Wollmantel und einen langen Schal, den ich mir ein paarmal um meinen Hals schlang. Er hatte eine Lederjacke und eine tiefblaue Wollmütze an, wie sie Fischer tragen. Statt einer Antwort hakte ich mich bei ihm unter. Gemeinsam gingen wir über den Gehweg und wichen den gefrorenen Pfützen aus, die das Licht der Straßenlaternen reflektierten. Er quatschte einfach darauflos, plapperte, machte Komplimente und riss Witze. Als wir am Taxistand ankamen und er mir die Tür aufhielt, sagte ich: «Du hättest dir das Gequatsche sparen können. Ich hätte dich auch so mitgenommen.» Er sah mich verdutzt an. Erst als ich ihn aufforderte, lief er um das Auto herum, setzte sich neben mich auf den Rücksitz und hielt während der ganzen Fahrt bis zu mir nach Hause meine Hand.

Mit Felix und mir, das funktionierte nicht, das war uns beiden schnell klar. Ich hatte meine letzte Beziehung noch nicht ganz verdaut und war null bereit, mein Herz für einen neuen Mann zu

öffnen. Erst recht nicht für einen Mann der Extreme wie Felix. Er ist zwar ein leidenschaftlicher Kerl, aber einfach nicht geschaffen für eine monogame Beziehung mit Tiefgang, Verantwortung und Perspektive. Ich glaube, er wollte letztlich nichts Festes mit mir.

Nach ein paar gemeinsam verbrachten Tagen und Nächten, in denen wir immer weniger Sex hatten und immer mehr über die Arbeit, Filme und Bücher redeten, fanden wir, dass es genug war. Felix wurde ein enger Freund. Er ist loyal bis in die Spitzen, aufmerksam und absolut unangepasst. Ich hätte es nie gedacht, aber es gibt wahre Freundschaft zwischen Männern und Frauen. Er hat über die Jahre mein Vertrauen gewonnen und es nie missbraucht. Er ist oft unterwegs, aber stets erreichbar. Wenn ich seine Hilfe brauche, ist er für mich da. Wenn ich etwas Gras benötige, um mich zu entspannen, steht er eine halbe Stunde später vor meiner Tür. Er ist eine der wenigen Konstanten in meinem Leben und niemals eine Last. Felix erzählt mir viel von seiner Arbeit, von neuen Storys und Skandalen, die er ausgräbt. Er will meine Sichtweise auf die Dinge wissen. Welche Bücher ich lese, welche Filme ich sehe. Er fragt mir ein Loch in den Bauch und will meine Prinzipien testen. Und umgekehrt: Wenn er einen Rat braucht, bin ich für ihn da.

Quid pro quo.

Außerdem bin ich ihm etwas schuldig. Als die Sache mit meinem Vater passiert ist, war er es, der mich gefunden hat. Er hat mich aufgefangen, als ich verdammt tief gefallen bin. Dafür bin ich ihm sehr dankbar.

Ich stünde nicht hier, wenn er nicht gewesen wäre.